

westgotischen Gräberfeldern vergleichen.

Im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Forschungsvorhabens „Die westgotischen Funde in Südwesteuropa“ des Deutschen Archäologischen Instituts, Abt. Madrid, wurden nun die Funde im Germanischen Museum zunächst registriert, in einem Speziallabor restauriert und durch den Verfasser katalogisiert. Ziel der wissenschaftlichen Bearbeitung der sicher unverfälschten Gegenstände war es, die Arbeitstechniken sowie die Herkunft der verwendeten Rohmaterialien zu erforschen. Darüberhinaus ergaben sich wesentliche Erkenntnisse über die Verfälschungstechniken, mit denen die in spanischen Museen verwahrten, größtenteils aus dem Kunsthandel erworbenen Schmuckstücke aufgewertet wurden. Die Ergebnisse werden in Band 3 des Westgoten-Corpus, herausgegeben vom Deutschen Archäologischen Institut, Abt. Madrid, vorgelegt werden.

Aus der historischen Überlieferung wissen wir, daß die Westgoten, ursprünglich in Skandinavien beheimatet, aus den Gebieten an der unteren Donau kommend zunächst nach Italien einfielen und dabei Rom mehrmals belagerten und plünderten. Nach dem Tode ihres Herrschers Alarich 410 zogen sie zunächst in das Gebiet des heutigen Südfrankreich weiter, wo sie das „Reich von Toulouse“ gründeten. In der Folgezeit unterwarfen sie Teile der Iberischen Halbinsel ihrer

Oberherrschaft, wurden ihrerseits aber von den nördlich von ihnen ansässigen Franken bedroht.

Seit 494 sind mehrere Einwanderungswellen nach Spanien historisch überliefert, die 507 nach einer entscheidenden Niederlage gegen den Frankenkönig Chlodwig und dem damit verbundenen Untergang des tolosanischen Reiches ihren Höhepunkt erreichten. Das daraufhin errichtete „Reich von Toledo“ existierte weitere zwei Jahrhunderte, bis es schließlich unter dem Ansturm der Araber 711 unterging.

Wie eingangs erwähnt, gehören die meisten Gegenstände der Sammlung zur Frauenausstattung. Dies steht in Übereinstimmung mit den Grabungsergebnissen in westgotischen Nekropolen. Wie andere ostgermanische Völkerschaften gaben auch die Westgoten ihren Toten keine Waffen – die häufigsten Beigaben in merowingischen Männergräbern – mit ins Grab. Ihre spärlichen oder gar beigabenlosen Ausstattungen bereiten deswegen bei ihrer Aussonderung bisweilen Schwierigkeiten.

Aus der Zeit der Einwanderung in Spanien stammen große vierteilige, kompliziert zusammengesetzte Silberblechfibeln, von denen ein Paar, aus besagtem Nachlass stammend, ständig in der Abt. Frühmittelalter ausgestellt ist. Sie stellen einen Typus dar, der bereits im Schwarzmeergebiet entwickelt und nurmehr geringfügig weiterentwickelt wurde. Etwa ab der Mitte des 6. Jahrhunderts treten dann auch – vom ostgotischen und fränkischen

Kunsthandwerk beeinflusst – kerbschnittverzierte Fibeln auf, Ihre Weiterentwicklung am Ende des 6. Jahrhunderts können wir mit archäologischen Methoden nicht weiter verfolgen, da in Anpassung an die Grabsitten der einheimischen romanischen Bevölkerung die Westgoten die Grabbeigabensitte aufgaben.

Zur typischen Ausstattung einer Gotin gehörte auch eine große Gürtelschließe mit Rechteckbeschlägkasten. Letzterer kann entweder aus einem getriebenen, über eine Eisenplatte gebördelten Bronzeblech gebildet, in Bronze gegossen (s. Abbildung), oder aber auch oberflächlich in Zellwerktechnik nach festen Formenkanones symmetrisch mit farbigen Gläsern verziert sein. Entsprechende Gürtelbeschlägkasten sind aus Südrußland (Krimgoten), Ungarn, Italien (Ostgoten), Südfrankreich und Spanien (Westgoten) bekannt, fehlen aber in den Siedlungsräumen anderer germanischer Völker. Ihre Breite (ca. 6 cm) gibt uns Hinweise auf die Breite des Leibgurts der gotischen Frauentracht.

Die dem Germanischen Nationalmuseum vermachte Sammlung enthält alle aus westgotischen Gräbern geläufigen Gegenstände, so daß sie gut das Formenspektrum der westgotischen Grabausstattung des 6. Jahrhunderts widerspiegelt. Die Sammlung stellt deshalb eine wertvolle Ergänzung zu den vorhandenen ostgotischen Beständen dar.

R. H.



Zukunftsaufgaben

Dr. Christoph von Imhoff, seit langem Mitglied des Verwaltungsrats des Germanischen Nationalmuseums, feierte in diesem Jahr seinen siebzigsten Geburtstag. Das Museum und sein Verwaltungsrat würdigten die Verdienste des Jubilars mit der Verleihung der „Theodor-Heuss-Medaille“. In seinem Dank formulierte er die folgenden Gedanken über die Aufgaben des Germanischen Nationalmuseums. Auf vielfachen Wunsch geben wir an dieser Stelle die Ansprache im Wortlaut wieder:

Das Germanische Nationalmuseum gehört seit meinem achten Lebensjahr zu meinem Leben; nicht nur, weil ich die Geschichte und das Leben meiner Familie samt dem, was sie seit 1341 hier in Nürnberg gewirkt hat, trotz aller nationalen Zusammenbrüche und Zerstörungen hier wiedergefunden habe; sondern weil ich geglaubt habe und heute noch glaube, daß in jenem Haus der kulturelle, wirtschaftliche, politische, künstlerische und wissenschaftliche Beitrag sichtbar und greifbar wird, den der deutsch-

sprechende Teil unseres europäischen Kontinents im Laufe seiner Geschichte erstellt hat.

Deshalb war für mich das Wort von Theodor Heuss, unserem ersten Verwaltungsratsvorsitzenden nach dem zweiten Weltkrieg, gesprochen bei der Jahrhundertfeier dieses Museums in Nürnberg im Jahr 1952, voll gerechtfertigt und von mir dankbar und freudig begrüßt worden: Dieses Museum „eine Fluchtburg der deutschen Seele“. Darin steckt noch etwas von jener Romantik, die Hans von Aufseß zur

Gründung dieses Museums beflügelt hat. Nach dem letzten Krieg war eine solche Fluchtburg wohl auch dringend nötig; denn es war ja durch eigene deutsche Schuld alles in Frage gestellt und zerbrochen: Volk, Vaterland, Heimat, Nation, Staat und Reich.

Wir haben sie aber – so scheint mir – in dieser Fluchtburg nicht mehr so gefunden, wie wir hofften. Wir liegen mit den Begriffen und Vokabeln von damals im Streit und fragen uns, ob und wie sie in unserer Lage noch anwendbar sind. Eine neue Generation hat sie kaum mehr angenommen. Sie lächelt gelegentlich darüber und spricht stattdessen von der „Gesellschaft“, von den „Strukturen“ einer werdenden oder kommenden „neuen Sozialordnung“. Angesichts solcher Wandlung, die die Älteren schmerzt und die Jungen und Jüngeren mit Stolz erfüllt, frage ich mich, ob in solchem Zustand die „Fluchtburg“ noch ausreicht. Gerät sie in solcher geistig verworrenen Lage nicht allzu leicht in den Strudel jener Gefühle der neuen Generation die die engere Heimat, auch die Landschaft, die Wohngemeinschaft in ihren Mittelpunkt stellen? Ist dies eine neue Romantik? Ist es eine neue Wirklichkeit als Folge man-

gelnden oder zerbrochenen Nationalbewußtseins? Ist dies etwa ein Ersatz für das, was wir – meine Generation – einmal allzusehr angeboten haben: Die moderne Nation?

Was aber dann an die Stelle der Vokabel „Fluchtburg“ setzen, welchen neuen Begriff, welche neue Aufgabe an ihrer Stelle? Das Wort „deutsch“ war ja zuzeiten der Gründung dieses Museums und mehr noch in den Jahrhunderten zuvor kein Volksbegriff in unserem heutigen Sinn, sondern ein Ordnungsbegriff, der viele Völker umschloß und zusammengefaßt hat. Unser Museum beweist es ja; denn hier ist nun wirklich fast alles vereint, was im deutschsprachigen Raum Mitteleuropas an Profangeschichte und Wirtschaftsgeschichte, an Religionsgeschichte und Kulturgeschichte, an Wissenschaftsgeschichte und Familiengeschichte unter diesem Sammelbegriff „deutsch“ mehr als ein Jahrtausend lang geschehen ist.

Ist dieser Sammelort, der die Kulturgeschichte der Deutschsprachigen in Europa vereint, nicht eine vorzügliche Ausgangsposition für einen neuen Impuls dreißig Jahre nach der damals notwendigen und fruchtbringenden Parole

von Theodor Heuss? Sollte also dieses Museum nicht jenen Weg bahnen helfen, der die Grenzen der modernen „Nation“ Europas auf den Weg zu einem neuen europäischen Humanismus überwindet, ein friedvolles Zusammenleben der europäischen Völker – nicht nur der westlichen – fördert und sich dabei auf die guten wie auf die schlechten Beispiele und Traditionen stützt, die in diesem Hause ausliegen und mit Liebe dargestellt werden?

Wenn es wahr ist, daß die Kultur immer der Spiegel sozialer Wirklichkeit ist, also eine Frucht der Auseinandersetzung mit der sozialen Wirklichkeit – ließe sich dann nicht dieses Kulturmuseum langsam auch zu einem Spiegel der Wirklichkeit von heute machen. Die historischen Fundamente dazu könnte es liefern. Die Archive, die Ausstellungsräume und die Bibliotheken dieses Hauses sind voll davon.

Wenn dies aber – hier nur vage konturiert und noch nicht ausformuliert – möglich sein sollte. Ich stelle meine Kraft gerne in den Dienst eines solchen, dem Museum gestellten Auftrages. Dies sei mein Dank an das Haus, das mir immer ein Stück Heimat bleiben wird.

Christoph von Imhoff

Industrielle Leitfossilien

Eine Ausstellung des Centrum Industriekultur



Leitfossil 'Leichter als Luft': Luftschiff in der Halle

Mit einer Ausstellung über Industriekultur soll versucht werden, diesen noch relativ neuen Begriff visuell zu

umschreiben. Es geht weniger darum, eine Definition im enzyklopädischen Sinne zu geben, als um ein

Spektrum aller jener Themenbereiche, die der Begriff unmittelbar abdeckt oder mittelbar berührt. Statt